

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 20

Artikel: Schloss Primstein
Autor: Wolfgang, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

❖ Die alte Uhr. ❖

Ich weiß von einer alten Uhr,
Die fröhlich einst geschlagen,
Und mir jetzt kündet leise nur
Von längst vergangnen Tagen.

Sie stand im lieben Vaterhaus
Im lückenlosen Kreise,
Und schlug im Takt jahrein, jahraus
Des Glückes frohe Weise.

Wie klang die Stimme silberrein!
Sie galt der Lebensfeier,
Nun liegt auf ihr im Dämmerchein
Ein wehmutsvoller Schleier.

Sie trägt auf ihrem Zifferblatt,
Das schwarze Mal der Wunden,
Die ihr die Zeit geschlagen hat
In düstern Todesstunden.

Sie trägt ihr Leid ganz still und stumm,
Und tickt und tackt so leise,
Nur stündlich fragt sie mich, warum?
Fehlt mancher, ach! im Kreise?

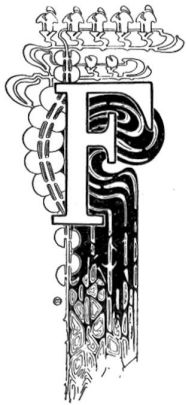
Es hat die alte, treue Uhr
Den Wandel nicht verstanden,
Und nächtlich klagt sie: „Wär' ich nur
Vor Jahren still gestanden!“

Isabelle Kaiser, Beckenried.

❖ Schloß Primstein. ❖

Novelle von R. Wolfgang.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Frau von K. sprach seit fast einer halben Stunde auf mich ein, um mich von der Verwerflichkeit des Selbstmordes zu überzeugen. „Es bleibt eben immer eine Feigheit,“ schloß sie. „Immer doch wohl nicht, gnädige Frau,“ warf ich ein; „denken Sie sich einmal, daß jemand sein Leben in vollen Zügen genießt, und er hat das Zeug dazu, es weiter zu genießen; er hat alles, er ist reich, begabt, schön, — aber er darf sein Leben nicht mehr genießen, er hat das Recht auf das Leben verwirkt, — nicht vor dem irdischen Richter, nicht vor der Gesellschaft, aber vor — ich will es einmal sein Gewissen nennen, sagen Sie vor Gott. Verdammen Sie einen solchen Selbstmörder auch unbedingt?“ — „Nun, ich meine,“ suchte mir Frau von K. wieder zu begegnen, „daß ein Mensch in einem solchen Falle gerade verpflichtet ist, weiter zu leben und durch werththätige Liebe seine Schuld gut zu machen.“ „Aber glauben Sie nicht auch,“ warf ich wieder ein, „daß er gerade hierin eine reiche Befriedigung, vielleicht bald den schönsten Zweck seines Lebens finden könnte, daß er seines Lebens so recht froh würde, im guten, im besten Sinne des Wortes, daß er aber dennoch auch auf diesen Lebensgenuß kein Anrecht mehr zu haben glaubt?“ Frau von K. hatte Zweifel, ob eine solche Feinheit des Empfindens denkbar wäre. „Nun,“ meinte ich, „gerade der Fall unseres Freundes gibt Ihnen ein Beispiel von solchem Empfinden. Was ich in seinem schriftlichen Nachlaß gefunden habe, hat mir den Schlüssel für seinen uns allen so räthselhaften Tod geliefert.“ „Er hat Memoiren hinterlassen, oh, lassen Sie mich sie lesen,“ bat Frau von K., welche immer eine begeisterte Anhängerin meines toten Freundes, des Malers F., gewesen war. „Memoiren,“ erwiderte ich, „kann man es nicht nennen, es sind vereinzelte Aufzeichnungen, meist kurz und ohne Zusammenhang. Nur eine Episode, die von seiner Schuld handelt, hat er mit größerer Ausführlichkeit geschildert, Sie werden freilich darin wenig von Neuem, eher Trost finden, aber Sie werden doch fühlen, daß er sich der Schwere seiner Schuld bewußt war.“

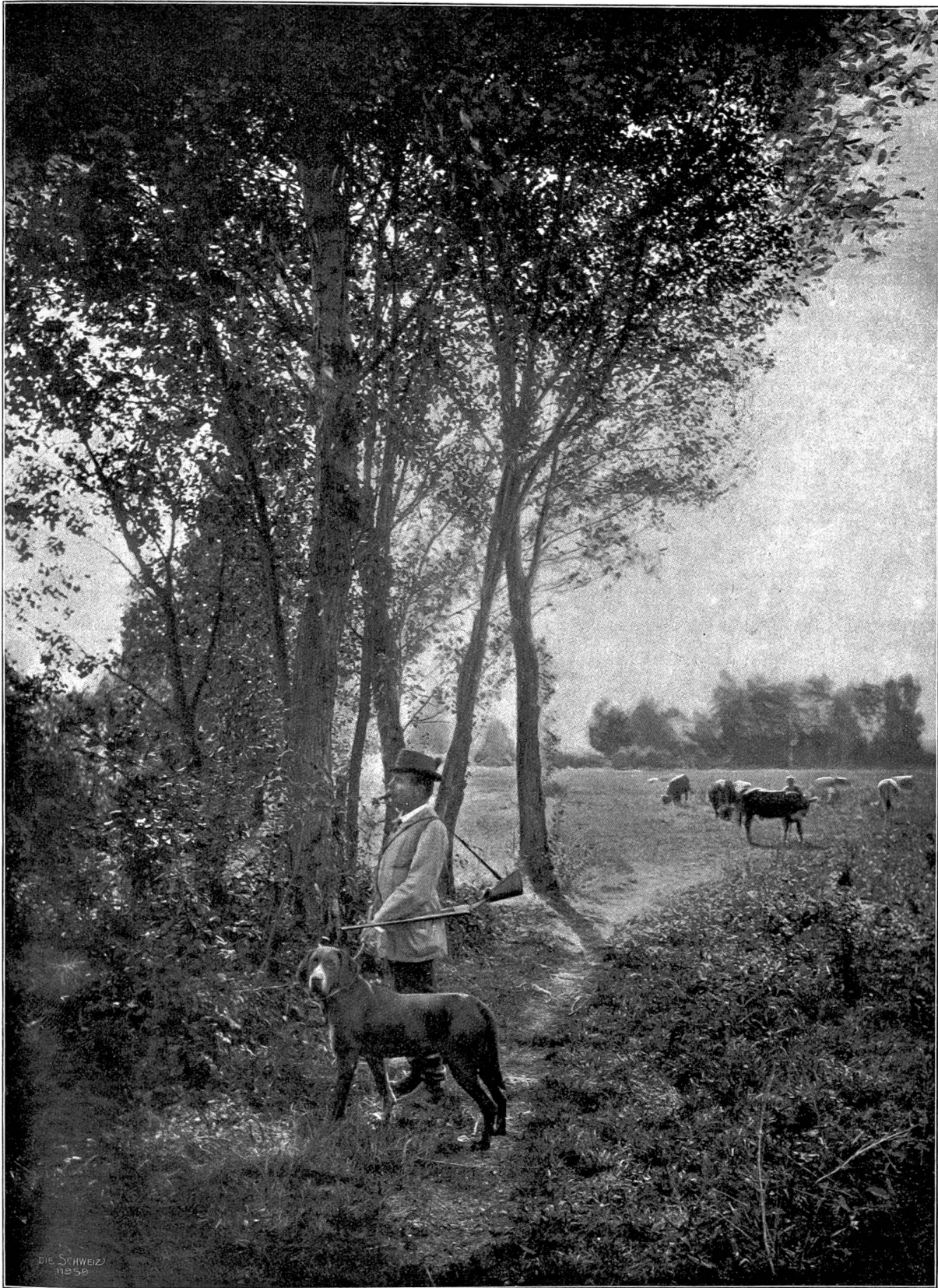
Wir wurden durch die Frau des Hauses unterbrochen, welche Frau von K. an den Flügel nötigte. Ich versprach, ihr die aufgefundenen Blätter zu senden. Ich hielt mein Wort

und bekam sie nach geraumer Zeit zurückgeschickt; Frau von K. schrieb mir dazu: „Wenn ich mir denke, wie das Gefühl der Schuld nach der furchtbaren Entdeckung auf unserem armen Freunde gelastet und wohl erst im Laufe der folgenden Zeit mit aller Gewalt auf sein Gemüt eingewirkt hat, und wenn ich mir diesen Mann vorstelle, der mit jeder Faser seines Herzens am Leben und seinem Genuße zu hängen schien, dann gebe ich Ihnen gerne Recht, und ich sehe wieder einmal ein, daß wir stets zu rasch urtheilen und vergessen, daß in der Seele eines Menschen vor sich gehen kann, was wir nicht ahnen. Möchte doch allen, denen der Dahingegangene im Leben teuer war, bekannt werden, was mir durch Ihre liebenswürdige Mittheilung bewußt geworden ist.“ Dies war es, was mich in dem Gedanken bestärkte und endlich bestimmte, die nachfolgende Erzählung aus den Papieren meines Freundes zu veröffentlichen.

* * *

— — — Seit zwei Stunden fuhrn wir zwischen öden Kiefern hin, ich fing an, ungeduldig zu werden. „Können Sie denn nicht schneller fahren?“ schrie ich den Kutscher an. „Geht nicht gut, gnädiger Herr,“ brummte der auf dem Bock zur Antwort, „ist zu durchweicht — der Boden; ist jetzt auch schon zu dunkel — hü!“ — Er trieb auf die Pferde ein, eine zeitlang fuhrn wir in einem rascheren Tempo, dann ging der alte Schlendrian wieder an. „Wie lange fahren wir denn noch?“ fragte ich nach einer Weile wieder. „Wenn wir aus dem Wald heraus sind, ist's noch eine Meile,“ war die Antwort. Aber der Wald schien kein Ende nehmen zu wollen, die letzte Meile ließ lange auf sich warten. Es ging schon gegen sieben Uhr, ich mußte mich schon darein fügen, an diesem Abend nichts mehr zu erreichen. Es fing bald darauf wieder an zu regnen. Ich wickelte meine Füße in die Decke ein und drückte mich in die Ecke der offenen Kalesche. Rechts und links immer noch die dunklen Kiefermassen und kein Ende abzusehen.

Ich hatte Zeit, mir alles nochmals zu überlegen. Was wollte ich nur in dieser Einöde! Hatte ich Josephine drei Monate lang nicht gesehen und lebte nun doch noch, so konnte es wohl auch so weitergehen. Das hatte ich mir, als ich in der Frühe des Morgens geraume Zeit im Eisenbahn-Coupé saß, auch schon gesagt. Aber am Abend vorher, als ich mir in



Herbst.

Photographische Originalaufnahme von H. Albert, Morisbach.

Berlin im Cafe hatte den Fahrplan geben lassen, war ich überzeugt gewesen, daß es mit mir so nicht weitergehen könne. Was ich hier wollte, wußte ich auch dann noch nicht, als ich früh morgens in den Zug gestiegen war; ich hatte nur einen Gedanken, nach Primstein zu fahren. — Warum mir Josephine in den drei langen Monaten kein Lebenszeichen gegeben hatte, darüber hatte ich bisher noch gar nicht nachgedacht; er war ja schreibfaul wie wenige — freilich hatte ja auch er versprochen zu schreiben. Und noch jetzt in dieser traurigen Dunkelheit zwischen den Kiefern wurde ich den Gedanken nicht los: Wenn sie nicht mehr schreiben wollte! — — aber dann, das wäre gemein — das wäre niederträchtig gewesen. Als sie mich zum letzten Male am Tage vor der Abreise in meinem Atelier besuchte, erschrak ich vor ihrer Leidenschaftlichkeit. Wie sie damals lustig sein wollte! Sie wollte an dem Tage immer lachen, und weinte doch immer. „Vielleicht — vielleicht — wenn Herbert zu lange da oben auf dem Schlosse sitzen will, brenne ich ihm durch,“ — mein Gott, ich konnte nicht vergessen, wie sie mich dabei schalkhaft ansah, lächeln wollte und mir dann schluchzend an die Brust fiel. Und jetzt erinnerte ich mich auch, daß ein ewiges „armer Herbert“ zwischen ihrem Schluchzen wie eine plötzliche Kneue über ihre Lippen kam. — Wenn sie mir nicht schreiben wollte! Ich werde den Gedanken nicht los. Die verfluchten öden Kiefern waren daran schuld. — Wenn sie mir nicht schreiben wollte, was that ich hier? Oder wenn Herbert mich angelogen hatte, wenn er mit seiner Frau gar nicht nach Primstein gezogen war! Aber das war ja Unsinn, was hätte er denn für einen Grund gehabt? In den paar Wochen, während welcher Josephine mich besuchte, konnte er unmöglich etwas gemerkt haben. Er war ja bis zuletzt so freundlich gegen mich gewesen. Freilich in den letzten Tagen vor der Reise sah er hundeelend aus. Aber wenn das mit dem Schloß richtig war, daß es ohne ihn hier rapid bergab ging, dann durfte er schließlich elend aussehen.

Wir kamen endlich aus dem Wald heraus, zwischen den Wolken kam auch wieder der Mond zum Vorschein. Ich rüttelte mich aus meiner Ekse hervor und fing ein Gespräch mit meinem Kutscher an; ich fragte ihn, wie weit es vom Dorfe bis Schloß Primstein sei. „Primstein,“ rief der Kutscher, „das dürfen Sie aber im Dorf nicht laut sagen; wenn da heut einer von Primstein spricht, dann hat er auch gleich eine Ladung vors Amtsgericht.“ „Wors Gericht? Was heißt denn das?“ Der Kutscher drehte sich auf dem Bock um — „brrr“ — hielt er die Pferde an; „Gnädiger Herr,“ sagte er dann, sich in die Kalesche zurückbeugend, „ich fahre bald seit vierzig Jahren hier; ich weiß, daß es droben nicht ganz richtig ist, — aber ich darf nichts sagen, nichts sagen, — — sonst sperren sie mich auch noch als einen Verrückten ein. — Aber die Richter wollen immer klüger sein, hü!“ — Ich wußte nicht gleich, ob ich weiter fragen, oder den Alten für verrückt halten sollte. Aber bisher hatte er doch ganz klug und vernünftig gesprochen. Ich ließ ihn eine Weile ruhig zufahren, dann aber wurde ich doch zu neugierig. „Was ist denn eigentlich los mit Schloß Primstein?“ fragte ich schließlich. „Dier herum weiß das ja jedes Kind,“ sagte der auf dem Bocke, ohne sich umzudrehen, „naja, Sie sind wohl noch nicht hier gewesen? Das ist halt eine ganz alte Geschichte, daß es da oben geistert.“ „Auf dem Schloß?“ „Naja doch! und wenn da einer reingeht mit einer so gottlos schönen Frau — da darf sich einer nicht wundern, wenn keins mehr rauskommt!“ „Sind Sie verrückt geworden?“ schrie ich ihn an; denn bei den Worten „mit einer so gottlos schönen Frau“ hatte er sich bekreuzigt. — „So weit ist's ja noch nicht; kann aber noch kommen, wenn man noch viel solche Sachen erlebt. Der, den sie eingesperrt haben, den hat's auch hier oben angefaßt. Freilich die weisen Herren drüben im Gericht, bei denen heißt's jetzt, er verstellte sich.“ Ich konnte nicht einmal raten, wovon der Alte faselte; ich wußte gar nicht, wie ich etwas Begreifliches aus ihm herausbekommen sollte. „Vielleicht verstellte er sich,“ warf ich hin. Jetzt wurde er lebhaft. „Verstellen, — das nennen Sie verstellen; am Abend vorher, — warten Sie mal — am Abend vor Johannes war's, — da kommt er wie gewöhnlich vom Schloß zu uns herüber. So lustig haben wir ihn gar nie gesehen, — tagelang hat er oben im Schloß scheuern und puzen lassen, Guirlanden vom Parkthore bis ans große Portal. Jetzt wird's wieder gut, hat er gemeint, wenn unser junger Herr kommt; so ging das ja gottsträflich.“ — „Ging es dann mit der Wirtschaft bergab?“ „Glaub's nicht, hat nicht so ausgesehen; der Alte, was näm-

lich der Verwalter Wilhelm ist, der hat's auch verstanden, der hat ihm recht und schlecht jeden Pfennig verrechnet. Er war eine ehrliche Haut, — aber es war halt so keine Freude für ihn, wenn er alles immer und immer wieder nach Berlin schicken mußte, so Jahre lang, und wie der gnädige Herr dann geheiratet hat, da kam Wilhelm mal zu uns, was bei uns im Deutschen Haus ist, und fing an mit Jammern, daß es nun aus ist mit dem gnädigen Herrn, daß der nun wohl nicht mehr nach Primstein kommen wird, und was er alles gekammert hat.“ Der Alte machte eine Pause, und ich zündete mir eine Zigarre an und gab dem droben auch eine, um ihn zur Weitererzählung zu animieren. „Da hat sich der Wilhelm wohl sehr gefreut, daß der Herr kam? Was?“ — „Ob er sich gefreut hat! Was soll ich Ihnen sagen; ich glaub', getanzt hat er an dem Abend, immer um den runden Tisch herum. Aber daß Sie nicht glauben, er war' damals schon über gewesen, ganz vernünftig, gesetzt hat er nachher gesprochen, und jetzt!“ — „Was ist denn jetzt mit ihm?“ fragte ich schnell; denn ich wurde nachgerade sehr gespannt. „Wo der arme Teufel jetzt ist? Wo wird er jetzt sein, noch drüben im Amtsgericht, — oder dahinter, — wenn's gut geht, im Irrenhaus. — In den nächsten Tagen soll ja der Termin sein.“ „Was wird ihn denn zur Last gelegt?“ — „Ja das wissen Sie gar nicht? Er soll's doch gewesen sein, der den gnädigen Herrn mit der jungen Frau — hui.“ — Der Alte fuhr mit der Peitsche über das Pferd hin. „Was denn, was? So erzählen Sie doch; ich weiß ja von gar nichts, was ist denn passiert? Ist der Baron tot? Die gnädige Frau auch?“ — „Verschwunden sind sie, wie vom Bösen geholt.“ Also kam ich umsonst, Josephine war nicht hier. „Wohin sind sie denn?“ fragte ich. „Wohin sie sind? Aus dem Schloß heraus gekommen sind sie nicht; denn da war am Morgen alles noch, wie sie am Johannisabend kamen. Und niemand hat sie gesehen fortgehen. Und der Alte, was der Wilhelm ist, der schloß doch auch die Nacht unten in den Verwalterzimern, wie immer. Aber ich hab's dem gleich gesagt, wie ich die beiden einziehen sah — die Frau ist schön wie die Sünde“ — ich zuckte zusammen, — „und das war doch vor langen Jahren schon mal so. Was die Urgroßmutter von dem jungen Baron gewesen ist, die war ein sündhaftes Weib, einmal ist sie auch nicht mehr heraus gekommen, der Baron, was der Urgroßvater von dem letzten jungen Baron gewesen ist, hat dann den Leuten erzählt, sie wäre ihm durchgebrannt; die Schande war ihm lieber als — — — hui,“ wieder machte der Alte seinen Lusthieb mit der Peitsche über das Pferd hin. — „Daß die seitdem dort oben umgeht, das weiß jedes Kind hier. Und wie ich die Augen von der Jungen gesehen hab', da hab' ich mir gesagt, so sollen die frühern ausgesehen haben — —.“ „Reden Sie nicht solchen Unsinn,“ entfuhr es mir; „erzählen sie mir lieber, was eigentlich mit Wilhelm geworden ist.“ — „Ja, der Wilhelm, den hat's in jener Nacht auch gepackt, — aber den hat sie nicht rübergenommen. — Halt am nächsten Morgen kommt der Wilhelm in der Früh ins Dorf herüber, schreiend, brüllend, raßt zum Herrn Amtsvorsteher und rennt bei dem auf der Amtsstube herum und ruft immer „Mord, Todschlag, Mord, Todschlag,“ und gibt keine Ruhe und schreit immer weiter, und dann haben sie ihn erst eine Weile eingesperrt. Inzwischen haben sie ins Schloß hinauf geschickt; aber nichts gefunden, als daß der junge Baron und die junge Frau, die am Abend vorher eingezogen waren, nicht oben waren. Dann sollte der Wilhelm vom Herrn Amtsvorsteher verhört werden, aber es war fast nichts herauszubekommen. Er schrie freilich nicht mehr, war aber ganz blöde geworden; nur von Zeit zu Zeit stieß er einen gellenden Schrei aus, sprang dann vom Stuhle auf, hielt die Hand ans Ohr und wollte hinauspringen. — Jetzt wollen sie, die weisen Herren vom Gericht, ihm beweisen, daß er in der Nacht den jungen Baron und die junge Frau umgebracht hat und sich nun, damit es nicht herauskommt, verrückt stellt. — Hü!“ — — Mir war von der ganzen Erzählung fast schwindlig geworden; ich wußte gar nicht, woran ich mich halten sollte, wie viel überhaupt an der Darstellung meines Kutschers richtig war. So viel freilich schien festzustehen, daß die beiden in jener Nacht plötzlich verschwunden waren. Ob sie freilich das Schloß verlassen hatten? Die Geistergeschichte war zu dumm! „Glauben Sie denn, daß der Wilhelm etwas von der Geschichte weiß?“ fragte ich. „Daß er womöglich wirklich, — ich meine, wie man ihm zur Last legt — —“ „Kein Wort. Wenn Sie den am Abend vorher und an dem Morgen gesehen hätten, dann wüßten Sie auch,

daß der übergeschnappt ist. — Na und daß es oben nicht mit richtigen Dingen zugeht, wissen Sie ja!" — „Was ist denn jetzt aus dem Schloß geworden?" — „Ja, wenn das jetzt gehört, weiß kein Mensch; jetzt wird's wohl vom Gerichte aus verwaltet." — „Kann man da nicht hineinkommen?" — „Wird vielleicht schon gehen, wenn Sie sich ans Gericht wenden — oder vielleicht auch an den Verwalter hier im Dorf, den s'Gericht eingesetzt hat. — Jetzt sehen Sie auch schon die Lichter vom Dorf und rechts, eine Viertelstunde weiter liegt das Schloß." — In der Ferne sah man in der That einige spärliche Lichter. Nach einer Viertelstunde hatten wir das Dorf erreicht. Mein Kutscher hielt vor dem Gasthof zum Deutschen Hause. Man wies mir ein sehr bescheidenes Zimmer an; ein häßlicher dumpfer Geruch erfüllte den Raum; ich riß das kleine Fenster auf und ging in die Gaststube hinunter.

Der Wirt war ein ganz vernünftiger Mensch, der mir so ziemlich alles bestätigte, was der Kutscher erzählt hatte; über die Gespenstergeschichte suchte er die Achseln. „Sehen Sie, wer glaubt denn heute an Gespenster? Kinder und alte Leute; — aber wir! Und doch, wenn so etwas passiert, wie diese Geschichte, wissen Sie, dann sagt man: Ach was, Ammengeschichten, und bekommt dabei das Gruseln und eine Gänsehaut." Er versprach mir noch, am nächsten Tag mit mir zum gerichtlichen Verwalter zu gehen, der werde mir wohl entgegenkommen, da ich doch die Herrschaft gefannt habe. —

Ich schlief lange nicht ein und wachte dann spät auf. Nachdem ich gefrühstückt hatte, begleitete mich der Wirt zum Verwalter. Er wohnte ganz in der Nähe; er war eigentlich Uhrmacher, hatte aber vor Jahren bei einer Zwangsverwaltung ziemlichliches Geschick bewiesen und pflegte seitdem vom Gericht regelmäßig mit Grundstücksverwaltungen betraut zu werden. Er hatte nichts dagegen, daß ich mich in dem Schlosse etwas umsehen wollte, und war bereit, mich sofort hinzubegleiten. Vielleicht gelänge es mir, in diese merkwürdige Begebenheit Klarheit zu schaffen; es sei freilich hierfür nicht viel Aussicht vorhanden, da von seiten der Gerichte schon die umfangreichsten Erhebungen stattgefunden hätten. „Ob sich nicht aus Papieren, die etwa aufgefunden worden seien, etwas über das räthelhafte Verschwinden ergebe," fragte ich. Auch dieser Gesichtspunkt sei erwogen worden, meinte der Verwalter, es sei aber auch nicht das geringste gefunden worden; zwar hätte das Gericht zahlreiche Schriften, Papiere u. dergl. gefunden und das meiste davon beschlagnahmt; aber zu einem Ergebnis sei man nicht gelangt. „Nun, Sie werden ja sehen, als Freund der Familie mag es ja wohl ein Interesse für Sie haben, das Schloß in Augenschein zu nehmen." —

Nach einer Viertelstunde hatten wir das geheimnisvolle Schloß erreicht. Der Verwalter ging voran. Durch das Portal traten wir in eine geräumige Vorhalle, die mit allerhand Jagdtrophäen ausgeschmückt war. „Gleich hier rechts lagen die Zimmer des alten Wilhelm," erklärte der Uhrmacher. „Sein Bett war an jenem Abend entschieden benutzt worden, er muß sich doch wohl wie gewöhnlich zur Ruhe gelegt haben. — Sie werden dort nichts finden. Die Zimmer der Herrschaften lagen oben, — das Sonderbare ist, daß die Betten dort auch benutzt waren — man begreift so gar nicht, warum, wie, wo sind sie aus dem Hause heraus. Denn die Gespenstergeschichte, das ist doch Unsinn." „Das ist doch Unsinn," wiederholte ich mechanisch. Der Verwalter zeigte mir die Schlafräume; es waren zwei üppig eingerichtete Zimmer, beide hatten einen Ausgang nach dem Flur, doch war im zweiten, welches wir vom ersten aus betraten, die Thüre durch einen mächtigen Eichenschrank verstellt. In keinem Zimmer, den übrigen Schlafräumen, den Wohnzimmern, im großen Speisesaale, in der Bibliothek, in den oberen Räumen, nirgends gewahrte man etwas auffälliges. „Sie sehen," wandte sich, als wir unsern Rundgang beendet hatten, der Verwalter an mich, „es ist nirgends etwas zu finden, was uns Anhalt geben könnte." „Und doch," entgegnete ich, „möchte ich den Versuch nicht gleich aufgeben. Mir scheint, daß ein so sonderbarer Fall doch ein gründliches Studium dieses Schloßes erfordert." „Wenn Sie dazu Lust haben, so will ich Sie ruhig hier gewähren lassen. Wenn Sie gegen Mittag vielleicht hinüberkommen und mir die Schlüssel übergeben wollen, dann würde ich mir jetzt erlauben, Sie ihrem Schicksal zu überlassen." Ich ging mit ihm bis zum Portal und verabschiedete mich. „Hoffentlich verschwinden Sie nicht auch in dieser räthelhafte Weise," meinte er im Weggehen, den Finger drohend erhebend.

Der Verwalter ging und ich kehrte allein zurück. Draußen leuchtete eine helle Herbstsonne, — sonst hätte ich vielleicht das Gruseln bekommen. — Meine Studien konnten nun beginnen, aber wo? Aus der Erzählung meines Kutschers und der anderen Leute war wenig herauszubringen. Nur eines stand bei mir fest. Der Alte, der Wilhelm, konnte nicht schuldig sein. Mein Kutscher hatte ja erzählt, wie er im Amtszimmer aufhorchte und dann hinaus wollte. Mir war sofort klar, daß das die Erinnerung eines Geisteskranken war, der den Schrecken, der ihn gestört, immer wieder zu erleben glaubt. Vielleicht war das Schreien, von dem der Kutscher erzählte, auch Erinnerung.

Ich trat in die Zimmer, welche Wilhelm bewohnt haben sollte. Es waren zwei Zimmer, von denen nur das eine auf den Flur endigte. Waren die Gegenstände seit jenem Vorfall, wie anzunehmen war, nicht erheblich umgestellt worden, so diente das erste Zimmer offenbar nur zum Aufenthalt während des Tages; das Bett stand im anderen Zimmer. Ich suchte mich ganz in jene Nacht zu versenken. Wenn Wilhelm, wie ja festzustehen schien, damals zu Bett gegangen war, — wie sollte ihn ein Lärm in den übrigen Räumen des Schloßes hier erreichen? Und wenn er schon aufgestanden war, dann mußte er sich im ersten Zimmer aufgehalten haben; denn in seinem Wahn nachher wollte er doch, wie der Kutscher erzählt hatte, immer hinausrennen. Ich ging also in das erste Zimmer zurück; jetzt erst fiel mir die Thüre, welche von hier nach dem Flur führte, auf. Sie war dreifach, das hatte ich, als der Uhrmacher vorhin aufgeschlossen hatte, übersehen. Die äußerste war eine eiserne Thüre, dann kam eine tuchbeschlagene Holzthüre und schließlich die getäfelte innere. Die Vorsicht mochte geraten sein, da die Räumlichkeiten ja ebener Erde und in unmittelbarer Nähe des Portals lagen. Die Abschließung nach dem Flur war aber dadurch eine so vollkommene, daß ich nicht glauben wollte, daß der größte Lärm von außen her hier drinnen gehört werden konnte. Das schien mir vollends unmöglich, wenn der Lärm nicht auf dem Flur selbst entstanden war. Und dies konnte ich dann wieder nicht annehmen, wenn, wie ich kaum zweifelte, der Lärm vom jungen Baron oder — Josephine herrührte, die doch offenbar sich in jener Nacht zur Ruhe begeben hatten. — Also kam ich wieder auf das Schlafzimmer zurück. Hier mußte dem alten Wilhelm plötzlich Lärm, vermutlich lautes Schreien zu Ohren gedrungen sein, und zwar konnte es nicht von außen, vom Flur her, also nur von oben oder unten herkommen. Ich wollte mich zunächst über die unteren Räumlichkeiten orientieren; unter dem mächtigen Schlüsselbund, den mir der Uhrmacher zurückgelassen hatte, fand ich bald den richtigen Schlüssel. Die Thüre, welche zum Keller gewölbe führte, lag den Räumen, in denen ich mich befand, gegenüber. Ich hatte mich aber unten bald überzeugt, daß die Verwalterzimmer über keinem der einzelnen verschlossenen Kellerabteilungen, sondern über dem Kellerflur lagen. Allerlei Geräte, Leitern, vornehmlich Gartenwerkzeuge lagen hier unordentlich durcheinander. Irgend ein Anhaltspunkt war nicht zu gewinnen. Die halbrunden Kellerfenster waren mit dicken Glascheiben und engen Eisengittern verschlossen. Daß irgend ein Ausgang, vor allem ein geheimer, von hier aus ins Freie führte, war auch nicht anzunehmen. So stieg ich denn wieder hinauf, um die Schlafräume, in welchen nach der Meinung des Uhrmachers die beiden sich in jener Nacht aufgehalten hatten, einer Prüfung zu unterwerfen. Da das zweite dieser Zimmer durch den Eichenschrank nach außen hin abgeschlossen war, — wie anzunehmen, auch damals schon, denn wozu hätte man das ungeheuer schwere Möbelstück dahin schieben sollen, wenn es nicht schon da stand? — da also das zweite Zimmer von außen nicht zu betreten war, mußte in jener Nacht Josephine und ihr Mann durch das erste Zimmer eingetreten sein und konnten auch nur durch das Zimmer wieder herausgelangen. Ich trat ans Fenster; die Zimmer lagen zwar im ersten Stockwerk, aber es war doch eine beträchtliche Höhe, — ich konnte mir nicht denken, wie man durch die Fenster ins Freie gelangen sollte, und vor allem deutete das Schreien auf Gewaltsames — hier konnte ich mir nur einen Sturz denken. — Aber wie das? Wenn beide aus dem Fenster gestürzt, so hätte man doch beide finden müssen, und wenn sich nur eines von ihnen hinausgeführt hätte, dann mußte doch das andere bleiben. Aber sollte nicht vielleicht eines der beiden den andern, — mein Gott — der Gedanke war mir noch gar nicht gekommen. Sollte Herbert — — umgekehrt war es doch gar nicht denkbar, — sollte

Herbert, — aber bei einem gewaltsamen Sturz aus dem Fenster, aus dieser Höhe, — da mußte man doch tot sein — wo war dann die Leiche hingekommen. Herbert hätte müssen hinunter, aus dem Hause schleichen, die Leiche fortzuschleppen — wohin schleppen in der Nacht, — in jener Nacht, wo es offenbar um zwei Uhr morgens wieder hell wurde, — und ungelesen? Und wo war er hin? Und warum waren keine Blutspuren zu finden gewesen? Und warum diese Todesart? — Das alles stellte mir die Vermutung in Frage — — und wie ich so in dem Zimmer stand und sann, tauchte vor meinen Blicken das Gesicht Herberts auf, wie ich ihn zuletzt, kurz vor seiner Abreise, gesehen hatte, — so bleich, so elend. — Nun stand es bei mir fest: was hier vorgefallen war, mußte ihn schon damals im Innersten erregt haben. Aber was war es? — ich konnte mir immer noch nicht denken, daß es meine Schuld war, die ihm bewußt geworden war. Denn sollte er darum Josephine ein Leid angethan haben, wohin war er denn verschwunden, warum war er nicht zurückgekehrt, um vor mich hinzutreten und auch mein Blut zu fordern? — Aber nun hatte sich der Gedanke in mein Hirn festgesetzt: ich wurde ihn nicht los. Und dann fiel mir ein, was gestern der Kutscher für Unsinn geredet hatte, von der gottlos schönen Frau — da dürfe sich niemand wundern, wenn man nicht mehr herauskomme — wie er sich dabei befreizigt hatte — — und dann die Erzählung von der anderen, der sündhaften Ehefrau. Warum sollte an der Geschichte nicht etwas wahres sein? Hatte der Kutscher nicht erzählt, daß auch die so spurlos verschwunden war? Der Fall wurde für mich immer geheimnisvoller, und je mehr ich an jene Worte von der gottlos schönen Frau dachte, um so quälender wurde es für mich. — Dabei dachte ich an den alten Wilhelm. Sagte der Kutscher nicht, daß dieser Tage gegen ihn verhandelt werden sollte? Man hatte eine Anklage gegen ihn geschmiebet, — mein Gott, so eine Anklage gründet man nicht auf Vermutungen, — offenbar mußten doch schon belastende Momente gegen ihn vorliegen. Ich dachte daran, ruhig die Verhandlung abzuwarten und dann — — aber nein, dann war er ja verurteilt und vielleicht unschuldig. So konnte ich ihn möglicherweise retten. Ich konnte — möglicherweise — aber — woher Beweise nehmen? Ich hatte ja selbst noch gar keine, gar keine, das waren ja alles nur Vermutungen, — Möglichkeiten. — — Und doch wurde es mir immer gewisser: ich war es, ich war ihr Mörder; wenn Herbert Josephines Untreue bemerkt und ihr darum Gewalt angethan hatte, dann war ich so gut wie ihr Mörder. — Ich — ein Mörder! Aber — das war ja wieder der reine Wahnsinn — — und doch — es war so! Ich mußte hinüber, ich mußte dem Gericht sagen, was ich wußte, ich mußte den Wilhelm retten. — Ich sah nach der Uhr, es war schon Mittag durch — ich wollte wenigstens für den Vormittag meine Untersuchung aufgeben und ins Dorf zurückkehren.

Ich wandte mich nach dem ersten Schlafrum. Als ich über die Schwelle trat, glaubte ich darin gedämpfte Stimmen zu hören und erschrak etwas, als ich niemanden sah. Ich hatte mich wohl getäuscht, — vielleicht war es der Wiederhall meiner Tritte gewesen. Ich schloß die Thüre ab und wandte mich nach der Treppe. „Ach so, Sie sind oben“, rief da von unten die Stimme des Uhrmachers, „ich wollte doch mal nachsehen, weil Sie so lange ausblieben.“ — „Ja“, sagte ich, „es ist eine komplizierte Geschichte, — übrigens haben Sie sich eben mit jemanden unterhalten!“ „Wieso? Haben Sie das oben gehört? Solche gute Ohren habe ich nun freilich nicht mehr. — Aber Sie haben ganz recht; ich habe meinen Großlohn mitgenommen, ist ein kräftiger Bengel, ich dachte, der kann mir vielleicht helfen, wenn Sie der Leibhaftige schon in den Klauen hat.“ „Na, so schlimm ist's nicht, wie Sie sehen, aber etwas dumm ist mir im Schädel doch geworden.“ „Ist halt hier auch wenig gelüftet worden in der letzten Zeit, wird Ihnen gut thun, ein bißchen ins Dorf hinüberzugehen.“

Ich verließ mit dem Uhrmacher und seinem Enkel, einem ungeschlachten Bengel von etwa 18 Jahren, das Schloß und wir gingen gemeinsam dem Dorfe zu. „Na“, fing der Uhrmacher an, „morgen wird man ja hören, was bei der ganzen Untersuchung herausgekommen ist, — fast s'ganze Dorf ist aufs Gericht geladen und keiner kann was aussagen.“ „Morgen ist der Termin gegen den alten Verwalter, den Wilhelm?“ fragte ich erregt. — „Morgen soll's sein, — ich glaub's halt nicht und s'ist auch keiner da im Dorf, der das glaubt, — aber freilich, wie's eigentlich zugegangen ist, das kann auch keiner sagen. Was die Alten sind, die meinen halt, es war eben nicht richtig.“

Nach dem Essen hielt es mich keinen Augenblick. Mir war das Hinausdringen der Stimmen des Uhrmachers und seines Enkels aufgefallen, und ich wollte diese Spur verfolgen. Offenbar mußte durch eine Leitung oder eine sonderbare Konstruktion der Mauern sich der Schall in dieser auffallenden Weise fortpflanzen. Ich rannte mehr, als ich ging, nach dem Schlosse. Im Verwalterzimmer konnte ich noch immer nichts auffälliges entdecken; ich dachte zunächst, daß vielleicht Heizungsrohre oder dergleichen mit den oberen Räumen in Verbindung stehen und nur durch Tapeten verdeckt seien; ich konnte aber nichts finden. Auch das Beklopfen der Wände war ohne Resultat, nirgends ließ der Klang darauf schließen, daß ein Gang innerhalb der Mauern nach oben führte. So stieg ich denn wieder nach oben. Aber auch hier suchte ich vergeblich. Ich trat zufällig ans Fenster des ersten Schlafzimmers und stierte wie vorher unten auf die gegenüberliegenden abgeschlossenen Stallgebäude. Blödsinnlich fiel mir auf, daß, während ich unten direkt auf das große Stallthor geblickt hatte, ich nunmehr, wenn ich grade ausblickte, fast einen Meter weiter nach rechts stand. Und doch waren beide Fenster von der links liegenden Zimmermauer gleich weit entfernt. Also mußte die Mauer hier oben dicker sein als unten. Das war doch sonderbar, und gleich ein so erheblicher Unterschied! An der Wand standen verschiedene Möbel, in unpraktischer Ordnung und geschmacklos. Es war anzunehmen, daß sie erst nachträglich hierher gestellt worden waren. Ich machte mich an die Arbeit, Stück für Stück bei Seite zu schieben, um die Mauer, in der mir nun das ganze Geheimnis zu suchen schien, freizubekommen. Dann machte ich mich wieder an die Untersuchung. Jetzt erst gewahrte ich, daß diese Mauer sich von den übrigen unterschied. Während die übrigen Wände mit braunen senkrechten und wagrechten Strichen, welche aus der Ferne den Eindruck wirklicher Einschnitte machten, bemalt waren, war diese Mauer wirklich gerippt, es waren wirkliche braun bemalte Längs- und Breiteinschnitte. Nach langem Tasten bemerkte ich, indem ich mit den Fingerspitzen in den Mauerrinnen entlang fuhr, daß verschiedene der Rinnen nach innen nicht in die andern abschlossen, sondern weiter in die Mauer hinein liefen und den Rahmen einer nicht sehr großen Thüre darstellte. Mit einem Schläge stand das ganze Mittelalter mit seinen schaurigen Burgverkleiden, geheimen unterirdischen Gängen und Geisterpuk vor meiner Seele. In nervöser Hast tastete ich an der Wand, um die Oeffnung dieser Thüre zu finden. Daß es sich hier um einen zu frevelhaften Zwecken benutzten Ausgang handelte, dessen Oeffnung nur Eingeweihten zugänglich sei, war mir keinen Augenblick mehr zweifelhaft. Aber alles Suchen, Drücken, Greifen war vergeblich, die Thüre gab nicht nach. Mittlerweile war auch die Dämmerung hereingebrochen, so daß ich von weiteren Versuchen abermals Abstand nehmen mußte.

Ich ging langsam nach dem Dorfe zurück und überlegte, was ich thun sollte. Einen Augenblick dachte ich daran, aufzupacken und nach Hause zu fahren. Dann wollte ich bleiben und morgen es nochmals probieren. Aber morgen war schon die Verhandlung gegen den alten Verwalter. — Ich mußte wenigstens das zur Kenntnis des Gerichtes bringen, was ich wußte, — daß — Josephine schön, gottlos schön gewesen war. Ich blieb im Dorfe und ließ mich am nächsten Morgen in aller Frühe nach der Bahn fahren. Der Uhrmacher hatte recht gehabt, das halbe Dorf war zum Termin nach dem nächstgelegenen Landgericht geladen. Es gelang mir, den Verteidiger des alten Wilhelm zu sprechen. Er war bester Hoffnung, daß Wilhelm von den Geschwornen freigesprochen werde. „Die Anklage baut sich auf lauter Vermutungen auf“, erklärte er mir. „Freilich das Gutachten der Psychiater drückte sich sehr zweifelhaft aus: es sei nicht ausgeschlossen, daß der Angeklagte simuliere.“ Ich teilte dem Verteidiger hierauf meine Vermutungen mit, auch die Entdeckung der geheimen Thüre. „Begen des ersten Punktes“, meinte er, „will ich Sie als Zeugen nennen, der zweite — sehen Sie, da ist mir doch sehr fraglich, ob unsere Herren Geschwornen nicht gerade das als Anhalt benutzen, um zu einem Schuldig zu kommen. Das könnte nämlich wieder die Vermutung nahe legen, als habe der Alte die Thüre gekannt, und wenn nun gar diese Spur auf die Todesart der Beiden führt, die zudem, wie die Anklage jetzt aufgebaut ist, doch noch sehr fraglich ist, dann möchte ich für nichts garantieren.“ Er wollte mich also nur dafür als Zeuge benennen, daß ich mit Josephine in ehebrecherischem Verkehr gestanden hatte, und daß der Baron, nachdem diese Beziehung

einige Wochen bestanden hatte, ganz plötzlich mit seiner Gattin verweist war.

Ich sah dann, wie Wilhelm in den Sitzungsaal geführt wurde. Er machte auf mich einen vollkommen blöden Eindruck. Dann nahm die Verhandlung ihren Lauf; ein Zeuge nach dem andern wurden gerufen, ich war der letzte.

Der Vorsitzende machte mich vor meiner Vernehmung auf die nachher erfolgende Verteidigung aufmerksam. Dann erzählte ich von meinen Beziehungen zu Josephine, und gab meiner Ansicht Ausdruck, daß der Baron, sei es nur aus Eifersucht, oder weil er von unseren Beziehungen Gewißheit erlangt hatte, Josephine in einer freilich noch unaufgeklärten Weise aus der Welt geschafft habe. Auf den Gerichtshof und die Geschworenen schienen meine Bekundungen wenig Eindruck zu machen. „Sie können das beschwören“, sagte der Vorsitzende, sich erhebend, während ich, mit dem Kopfe nickend, bejahte. „Dann sprechen Sie mir nach: Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden,“ — ich sprach es nach, — „daß ich nach bestem Wissen die reine Wahrheit gesagt,“ — ich wiederholte es — „nichts verschwiegen“ — „nichts“, sprach ich, aber das „verschwiegen“ brachte ich nicht über die Lippen, denn in diesem Augenblicke fiel mir ein, was ich verschwiegen hatte, nämlich, was ich heute entdeckt hatte und nach Rücksprache mit dem Verteidiger nicht sagen wollte. „Weshalb stocken Sie?“ fragte mich der Präsident. Ich sah abwechselnd den mich stier anblickenden Angeklagten und den Verteidiger an. „Ist Ihnen irgend etwas bekannt,“ fuhr der Vorsitzende fort, was die hier verhandelte Sache angeht? Dann müssen Sie es sagen.“

„Ja wohl,“ erklärte ich, und fing an, zu erzählen, wie ich auf meine Vermutungen gekommen wäre, und wie ich schließlich in dem ersten Schlafzimmer eine geheime Thüre entdeckt hätte, deren Öffnung mir jedoch verborgen geblieben sei. Von Anbeginn meiner Erzählung an hatte der Angeklagte mit weit über die Barriere vorgebeugtem Körper zugehört. Als ich von der Entdeckung der Thüre sprach, fing sein ganzer Körper an, mächtig zu arbeiten, sein Atem flog. Als ich endlich dem Gerichte gegenüber meine Ansicht äußerte, die geheimnisvolle Thüre könnte vielleicht zu einem in der Mauer erbauten Kamin führen, daß jedoch kaum anzunehmen sei, daß der Angeklagte die schwer aufzufindende Mechanik der Thüre gekannt habe, daß ich vielmehr glaubte, der Baron habe Josephine

durch das Kamin in die Tiefe gestürzt, — da sprang der Angeklagte wie gepeitscht auf, lehnte sein Ohr an die Wand, und dann, während eine unheimliche Stille im Gerichtssaale herrschte, schlug er mit beiden Fäusten auf die Wand ein und schrie mit gräulicher Stimme: „Da hinten, da hinten, hinter der Wand, da hat es geschrien, — da hinten, da hinten. Die muß tot sein, die muß tot sein.“ Dann brach er erschöpft zusammen.

Mir war jetzt nicht mehr zweifelhaft, daß der vermutete Kamin durch die Mauer hindurch am Verwalterzimmer vorbeilief, und daß das Schreien Josephines beim Sturze aus der Mauer des Verwalterzimmers zu bringen schien. Der Schrecken konnte wohl den Besonnensten um den Verstand bringen. Ich teilte dem Gerichte meine Mutmaßungen mit. Auf Antrag des Verteidigers wurde sodann die Verhandlung vertagt, damit zuvor die Mauer untersucht werden könne.

Als dies geschah, war ich nicht zugegen. Von dem Erlebten war ich so heruntergekommen, daß ich es vorzog, sofort abzureisen; Ueberraschendes konnte bei der Untersuchung für mich nicht herauskommen. Ich sagte mir auch so, daß Herbert, der von dem geheimen Kamin wohl durch seinen Vater Kenntnis hatte, damals abgereist war, um mit seinem ungetreuen und von ihm angebeteten Weibe diesen schaurigen Tod zu suchen.

Die Zeitungen brachten mir auch bald die Bestätigung. Man hatte die geheime Thüre aufgebrochen und dabei auch die öffnenden, verborgen liegenden Sprungfedern entdeckt. Von der Thüre aus führten einige Stufen über einem dunkeln, etwa zwanzig Meter tiefen Kamin abwärts. Die letzte der Stufen drehte sich schon bei leichter Berührung nach vorn, so daß ein Mensch, der sie betrat, unrettbar in die Tiefe stürzen mußte, aus der kein Entkommen war. Als man unten die Mauer öffnete, zeigte sich, daß der Kamin sich noch einige Meter tief in die Erde senkte und unten fast einen Meter hoch mit Grundwasser angefüllt war. Man zog zwei Leichen — Josephine und Herbert — sowie ein Gerippe — offenbar die vor Jahren auf ebenso rätselhafte Weise verschwundene Urgroßmutter Herberts, heraus.

Der alte Verwalter Wilhelm wurde bald darauf freigesprochen, blieb aber geistesgestört. —

Für mich war das alles nichts Ueberraschendes. Ich wußte ja längst, daß ich der Mörder war.

→→→ Die Wasserfrau. ←←←

Die Wasser sangen leise
Und zogen Zauberkreise
Um meines Schiffleins Kiel.
Des Mondes Lichterglänzen
Lag kühl auf Blumenfränsen
In leichtbewegtem Spiel.

Und sieh — auf blauer Aue
Brach eine Wasserfrau
Der Blumen bunte Zier;
Es schimmerten die Glieder
Wie weißes Schwangefieder,
Und Gräße warf sie mir.

Hei, wie die Augen glühten!
Das Feuer, das sie sprühten,
Es that mir's heimlich an.
Ich sprach: „Laß mich genesen,
Du wunderbares Wesen,
Und sei mir zugethan!“

Leis stieß ich vom Gelände —
Da glitt das Weib behende
Tief in die kühle Flut.
„Nicht dürfen Menschenlippen
An meinem Munde nippen,“
Rief es, „du wildes Blut!“

Denn ich, das Rätselwesen,
Dem du so nah gewesen,
Fürwahr, ich bin das Glück!“
Es sprach's — nur eine Blüte,
Die purpurfarben glühte,
Blieb, wo es schwand, zurück.

Walter Traugott, Chum.